

Ida Fjeldbraaten

VIELFRASS



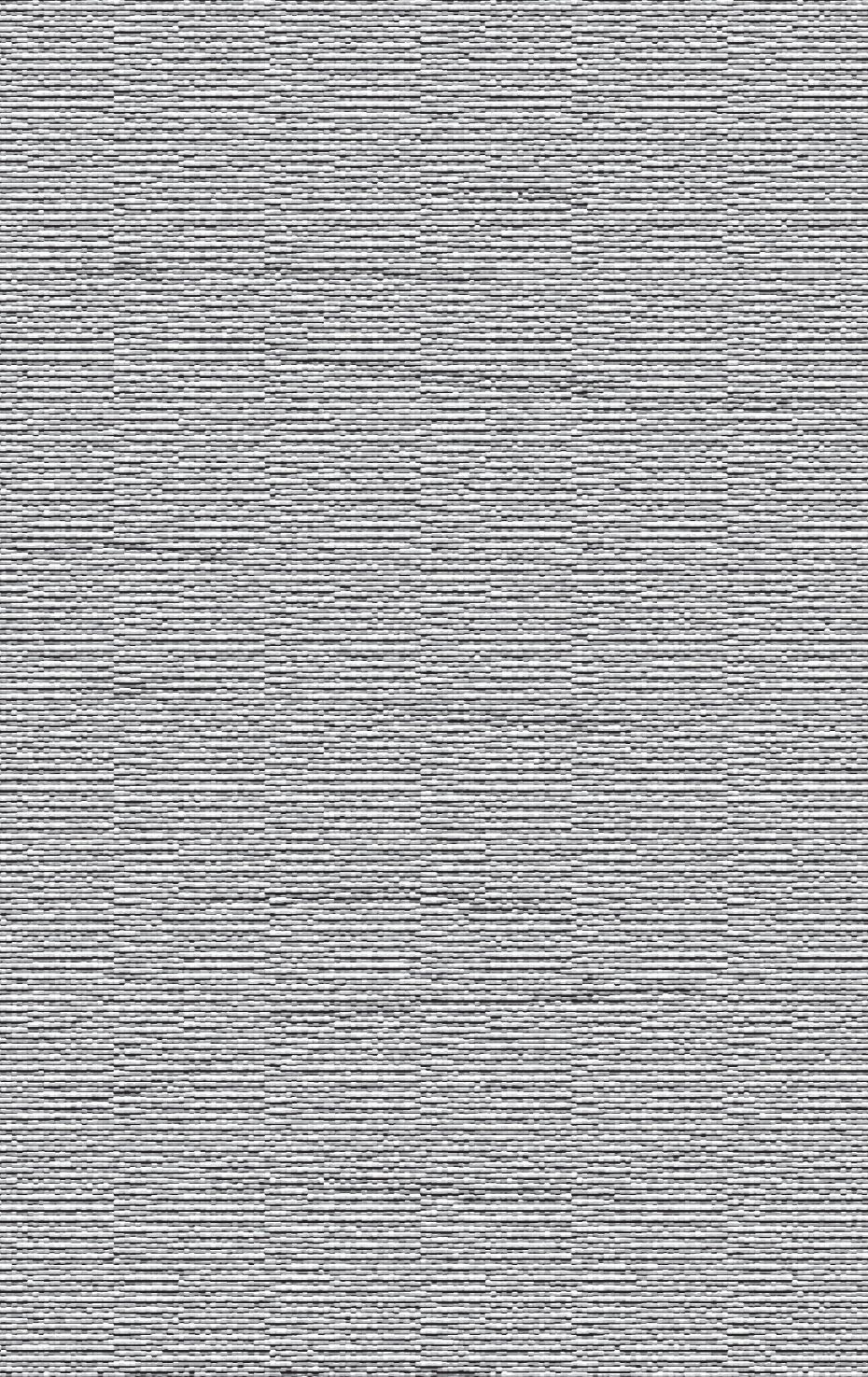
Roman übersetzt
von Matthias Friedrich

verlag die brotsuppe

Ida Fjeldbraaten
VIELFRASS

verlag die brotsuppe





Ida Fjeldbraaten

VIELFRASS

Roman

aus dem Norwegischen

übersetzt von Matthias Friedrich

verlag die brotsuppe



Hier ist niemand. Dann muss ich den ersten Schritt eben selbst tun.

Den Plan kenne ich auswendig, gehe ihn aber jeden Tag zur Sicherheit nochmals durch. Er hängt über der Brandschutzordnung an der Tür. Duschen, Zähne putzen, Haare kämmen, föhnen, das kriege ich nie hin, hake es aber trotzdem ab, mich anziehen. Die Brille aufsetzen. Der Spiegel beschlägt. Verschwommen und nackt stehe ich hinter dem Wasserdampf. Der Bauch dick, die Arme stämmig. Kleine Brüste und lange Haare. Meine Augen liegen tief in ihren Höhlen und haben schläfrige Lider. Die Brille macht sie noch größer und zeigt, was ich nicht sehen will.

Ich bin allein.

Schnell die Jogginghose und den Kapuzenpulli überziehen. Ich setze mich aufs Bett und warte noch ein bisschen, lausche auf Geräusche von ganz unten aus der Rezeption und von draußen vor dem Fenster. Ich glaube, ich weiß, dass heute niemand kommt, dann kann ich eigenständig aus dem Haus. Meine Zimmertür ist nicht verriegelt, in den letzten Monaten haben sie sie jede Nacht offenstehen lassen. Vielleicht, weil sie meinen, dass es mir ein bisschen besser geht. Vielleicht, weil sie wollen, dass ich gehe.

Ich ziehe das Handy vom Ladekabel. Es hat fast keinen Akku mehr und ist auch nicht aufgeladen. Von dem dünnen Sonnenlicht mal abgesehen, das durch die Jalousien dringt und wie Stäbchen auf dem Fußboden liegt, ist es in meinem Zimmer finster.

Die Uhr an der Wand zeigt an, dass es schon zu spät ist, ich kann nicht mehr trödeln, ich muss mich jetzt auf den Weg machen.

Ich öffne die Tür auf und rufe in den Flur hinaus, der fast ganz dunkel ist. Berit?! Seit Tagen hat sie sich nicht blicken lassen. Auch sonst niemand. Torstein?! In den Korridoren hallt nur meine eigene Stimme wider.

Bevor ich aus dem Haus gehe, frühstücke ich immer mit Berit. Sie sagt, dass ich das ganz toll mache und so vieles allein meistere.

Ich gehe in die Küche und finde im Brotkasten ein paar Scheiben. Der Messerschrank ist abgeschlossen. Ich erinnere mich an die Schlüsselbunde, die den Angestellten um den Hals hängen. Alles Scharfe oder Gefährliche muss weggesperrt werden. Messer, Gabeln, Näh- und Stricknadeln, Salatbesteck, Nägel, Schrauben, auch der eine Aufsatz, der zum Staubsauger gehört. Das ist zu unserer eigenen Sicherheit, sagt Berit. In der Regel ist das überhaupt kein Problem, nur für den Fall, dass du bei einem Anfall eins von diesen Dingen in die Hand kriegst, sagt sie. Und plötzlich wird sie still und sieht mich an, als sollte ich den Rest selbst ergänzen.

Beim letzten Mal hab ich im Fernsehzimmer ein Bild kaputtgehauen, das ich allein aufgehängt hatte. Da war ein Moschusochse drauf, irgendwo auf dem platten Land, wo es ordentlich kalt ist und viel schneit. Dieses Bild aufzuhängen, das hatte mich viel Zeit gekostet. War sogar allein in ein Einkaufszentrum gegangen, hatte den Rahmen besorgt und den

Moschus nach viel Herumgemurkse endlich reingezwängt, hab dann jeden Tag auf das Bild da geguckt, aber nachdem ich wieder mal ausgeflippt war, hat es nur noch zerschmettert auf dem Boden gelegen, solange, bis Berit wütend wurde, weil ich es nicht weggeräumt habe, bis sie das Glas schließlich allein wegfegte, und das, wo ich doch so ein Händchen fürs Putzen und Aufräumen hätte, hat sie gesagt.

Als ich hierhergekommen bin, hat sie mich umarmt, stundenlang. Als ob sie niemals weggehen würde. Jetzt bist du hier bei mir, hat Berit gesagt. Alles wird gut. Jetzt weiß ich nicht, wo sie abgeblieben ist.

Mein Ernährungsplan hängt an einem der Kühl-schränke. Darin steht mein Frühstück, zwei Brotscheiben mit Leberpastete und Gurke. Der Kühl-schrank hat eine Kindersicherung aus Plastik, die ich schon seit langem knacken kann. Im Schrank ist es sehr warm, fast wärmer als in der Küche, und es riecht nach alten, fauligen Zwiebeln. Ich finde eine Dose Leberwurst. Breche ein Stück Brot ab und quetsche es rein. Es ist trocken, schmeckt muffig. Ich gucke auf den Ernährungsplan, heute scheiß ich mal drauf, wie viel ich esse. Ich stopfe mehr und mehr Brot in die Dose und schaufle die Pastete hinaus, schieb sie mir in den Mund, und obwohl ich das eine nicht einmal gekaut und runtergeschluckt habe, schlinge ich mehr und mehr hinein. Das ist die beste Art zu essen, finde ich, und bestimmt gibt es genau deshalb auch einen Ernährungsplan für mich und keinen für die anderen. Das trockene

Brot hinterlässt Furchen in der Leberwurst, dünne Streifen, als hätte sich ein Kätzchen dran vergriffen. Ein struppiges Kätzchen. Ich kreisele mit der Zunge durch, aber alles ist glatt, da gibt es nichts mehr zu schaufeln, und die Kanten der Dose sind scharf, bestimmt reißt gleich die Haut auf der Zunge auf. Ich versuche, ein paar Finger hineinzustecken, dann, als ob sie eine Pfote wäre, die ganze Hand mit den zusammengedrückten Fingern. Schließlich kommt das los, was da noch hängt, und ich fresse es weg. Ich schlucke und warte einen Moment, spüre, wie sich Sorgen und Rastlosigkeit breitmachen, schaue in den Kühlschrank und finde nichts Essbares mehr. Aus den Kühlfächern tröpfelt Wasser und sammelt sich in einer Pfütze auf dem Fußboden. Dann ist mir schlecht und mir wird schwindelig.

Ich schaue auf meinen Ernährungsplan am Kühlschrank, nehme den Fettstift, der auf der Bank liegt, und hake ab, als hätte ich so gegessen, wie es vorgeschrieben ist.



Wir laufen die Schutthalde hinunter und den niedrigen Mooshügel hinauf. Ich halte mit der übrigen Herde Schritt, höre, wie sie rund um mich herum alle knurren und fauchen. Immer, wenn ich mit den Hinterbeinen auf den Boden stoße, macht mein Rücken einen Buckel nach vorne.

Während ich laufe, hämmert es in der Brust, in allen Gliedern, im schmerzenden Klump, dem vor-

deren Teil des Fußes, es pocht in den Augen, in den Ohren, im Zahnfleisch. Wie die anderen strecke auch ich die Zunge raus, lasse sie im Gegenwind hängen und flattern, hopse über den schweren Zweig, der im letzten Winter unter dem Gewicht des nassen und schweren Schnees nachgegeben hat. Ich hebe vom Hügel ab und stürze auf den Boden, an den Bäumen vorbei, denen schon flaumige Schösslinge wachsen, weich wie Mutters Pfoten. Die hat sie mir mal über die Ohren gelegt, damals, bevor mir der Klump gewachsen ist, vor dem ersten graugelben Eiter, bevor immer dann, wenn ich daran herumgekaut habe, Blut hinausgequollen ist.

Der Klump bleibt in einer Wurzel hängen, und mein Körper kommt keinen Schritt weiter. Ein Reißen zuckt durch alle Muskeln. Mein ganzer Leib, vom Pelz bis zum Blut, kämpft mit der Schwerkraft. Geplättet liege ich auf den Grasbüscheln und den Kiefernadeln, mache mich klein, unsichtbar, schaue auf den Klump hinab, den verformten Teil, der auch zu mir gehört. Er ist zugewachsen, schmerzt stärker, lässt mehr Eiter durchsickern, bald sind meine Klauen in der schweren, pelzbekleideten Pfote nicht mehr zu sehen.

Vater dreht sich um und schaut nach mir, er bekommt mit, wie ich unten liege, wie ist sein Blick zu deuten? Er ist fast doppelt so groß wie ich, immer noch kräftig, und nimmt stolz eine Beobachterpose ein. Den Kopf erhoben, den Blick stabil, weicht er mit den Augen nicht aus. Schaut mich an. Direkt in mich hinein, aber wenn er mich beäugt, lässt er

nicht durchschimmern, worauf er sich da genau fixiert; will er mich mal eben schnell angreifen, mich um der Erniedrigung willen verletzen, mich töten, damit er dieses Trauerspiel nicht mehr ertragen muss; oder ist er traurig, angewidert, streitet er ab, dass wir, er und ich, einander gleichwertig sind?

Er fackelt nicht lange, dreht sich wieder um und verschwindet zusammen mit unserer Herde hinter dem Gebüsch, zieht weiter zur Futterstelle. Ich stehe auf, spüre die Wurzel und den Klump, versuche, ihn hinaus, los vom Schmerz zu reißen. Er will nicht, die Wurzel ist lang und dünn und hat sich im Pelz verheddert. Immer dann, wenn ich den Fuß zu mir, aus den Wurzeln ins Freie ziehen will, schüttelt mich ein neuer Schmerz anfall. Das ganze Gewicht draufhalten, ein letztes Mal reißen, in der Brust ein Winseln, ein steifer Nacken, schwupp, Fuß los, und ich versuche, so schnell zu sprinten, wie ich nur kann. Zur Station. Zum Futter, zum Gestank, zum Kläffen und Grunzen der Meute. Wieder zu ihr gehören. Ebenbürtig sein. Mich um meine Portion zanken. Fressen oder leer ausgehen. Mein Körper ist schon ziemlich ausgezehrt. Der Klump wächst, sonst schrumpft alles an mir. Bald wird er mich bezwingen.



Ich wohne in der ersten Etage. Wir sind zu fünft in meiner Abteilung, aber jetzt ist es auf den Fluren total still. Vielleicht haben sie Ausgang, in letzter Zeit sind hier in einer Tour Eltern vorbeigekommen,

die ihre Kinder abgeholt und zurückgebracht und sofort wieder abgeholt haben. Wenn ich zur Arbeit gehe, schlafen die anderen meistens noch, ich muss sehr früh los, und morgens kann ich früh aufstehen, anders als die anderen, so sagt es Berit und zwinkert mir zu, als wüsste ich, wen sie damit meint.

Sonst sitzt immer Torstein an der Rezeption. Er ist auch weg. Ich spüre ein nagendes Gefühl im Bauch. Auch gestern war das Haus komplett leer gewesen, aber da musste ich nicht aufstehen. Heute ist Arbeitstag. Und im Tierpark will keiner versifftes Klos. Der Job, den ich dort habe, das ist einer der wichtigsten. Sagt Berit.

Berit?!, rufe ich nochmals, als ich die Treppe nach unten gehe. Im Flur schnappe ich mir die Schuhe und hocke mich auf die unterste Stufe. Es gibt immer noch keinen Handyempfang. Wieder und wieder versuche ich, Berit anzurufen. Erreiche nichts. Probiere es bei Torstein und lande direkt bei seinem bekloppten Anrufbeantworter, auf dem er erwachsen und seriös klingt. Und ich rufe bei Mama an, nur zur Sicherheit. Der Bildschirm wird schwarz. Er ist genauso tot wie sie.

Als man Mama gefunden hatte, waren die Katzen schon über sie hergefallen. Da hat sie gelegen, ihr lockiges, blondes Haar über den Fußboden ausgebreitet. Mit ihrem typischen Duft, den Rüschenjeans und dem Pulli, den sie eigentlich irgendwann mal mir gegeben, aber selbst angezogen hat, weil ich ihn nicht wirklich mochte. An den Füßen

hatte sie die Flip-Flops, mit denen sie immer durch die Gegend geschlappt und mit dem Auto an den Strand gefahren ist, obwohl man in solchen Schuhen nicht fahren soll. Wir machen einen Ausflug ans Meer, hat Mama gesagt und alles Wichtige in den winzig kleinen Wagen gestopft; Handtücher, Strohmatten, aufblasbare Spielzeuge und Schnorcheltauchermasken, und unterwegs haben wir ein Grillhähnchen, Kartoffelsalat und Weißbrot gekauft, das ich essen durfte, als ich lange gebadet hatte und in ein großes Handtuch gewickelt worden war, der Wind hat Sand auf das Weißbrot geweht, und wir haben gelacht, weil es beim Essen so geknirscht hat, es war schön irgendwie, trotz allem. Mama hat das Meer geliebt, und ihre Locken waren immer, bis weit in den Herbst hinein, so hell wie das Sonnenlicht, aber als ich an dem einen Morgen aufgestanden und sie auf dem Fußboden liegen gesehen habe, war die Farbe schon langsam ausgegangen. Da hab ich mich mit dem kleinsten Kätzchen im Bad versteckt. Ich weiß nicht, wie viele Tage ich dort war, aber als ich es endlich nach draußen geschafft habe, an dem Tag, als die Polizei gekommen ist, die Tür aufgemacht und auf mich, auf meine Augen geblickt hat, da hatte ich riesigen Hunger. Und immer, wenn sie diese Augen sahen, wählten sie, wie alle anderen auch, die passenden Worte. Weichere, sanftere. Die eine Polizistin hat mir das Kätzchen weggenommen. Geatmet hat es sowieso nicht mehr.

In der Einrichtung stand Berit, sicher und warm, fast so, als hätte sie einen Pelz. Ich habe mich an ihre

Brüste geschmiegt, die weich und groß waren und mir ein gutes Gefühl gaben.

Berit hat raue Hände, sie sagt, weil sie so gern mit Erde arbeitet. Ihre Hände sind knorrig und steif, ich habe fast schon gedacht, es tue ein bisschen weh, wenn ich sie halte, sie sind fast so hart wie Rinde, und ich glaube, hätte ich daran herumgeschnitzt, dann hätte es lange gedauert, bevor überhaupt nur ein bisschen Blut rausgesickert wäre.

Ich schätze Berit auf vielleicht fünfzig Jahre. Wenn ich mit ihr herumblödele, wirft sie beim Lachen den Kopf in den Nacken, und wenn wir zusammen auf dem Sofa sitzen, wird mir so schrecklich warm, dass ich beinah einschlafe. Alles, was andere meiner Meinung nach mit ihren Mamas machen, machen wir auch, und das finde ich sehr schön. Wir kaufen zusammen ein, sowohl Klamotten als auch Essen. Wenn ich in der Umkleide stehe, bringt Berit neue Kleidergrößen her, und wenn wir was Schönes finden, sagt sie, guck dich mal an, du Hübsche. Sie hat mir die Stelle im Tierpark besorgt und passt auf, dass ich dahingehe, saubere Klamotten an habe und so gesund wie möglich esse. Sie weiß, welches Buch ich als Hörbuch am meisten mag, welche Fernsehserien mir gefallen und welche Musik mich zum Tanzen bringt. Beim Kochen zapeln wir oft so zum Spaß durch die Küche. Dann kommen die anderen dazu und rollen mit den Augen, aber da mischen wir uns nicht ein, Berit sagt, das hätten wir nicht nötig.